

Viel Blut für wenig Öl

Anders als erwartet hat sich die Hoffnung auf einen Ölboom nach dem Irak-Krieg nicht erfüllt.

Bei der ersten Bierrunde lachten die Ölbesitzer noch: Als der irakische Ölminister Hussein al-Schahristani am 30. Juni 2009 im Bagdader Al-Rashid-Hotel die gerade ausgelobten Förderverträge für ausländische Ölmultis vergab, hatte er ihnen schon klargemacht: Sie würden nicht an den Gewinnen beteiligt, sondern sollten nur einen festen Betrag für jedes geförderte Barrel bekommen.

Die Hoffnungen der Konzerne waren trotzdem groß: Ein Konsortium um den US-Konzern Conoco Phillips wollte 26,70 Dollar pro Barrel auf einem schwierigen Ölfeld haben, für das Revier Rumaila nahe der kuwaitischen Grenze forderte Exxon 4,80 Dollar pro Barrel.

„Während dieser Angebote brummte der Raum vor Begeisterung“, notierte US-Botschafter Christopher Hill. Als dann aber der Minister verkündete, was seine Regierung tatsächlich zahlen wollte, „herrschte fassungslose Stille“, schreibt Hill: Zwei Dollar pro Barrel, mehr gebe es nicht. Zudem müssten die Konzerne die maroden irakischen Förderanlagen durch neues Gerät ersetzen. „Es wurde gekichert, als diese Zahl offenbart wurde“, schreibt der Botschafter. Danach nannte Schahristani die Angebote für andere Ölfelder. Die lagen noch niedriger. Da war dann Ruhe.

Ein halbes Jahr später, im Dezember 2009, verfasste Hill einen langen Bericht über die nächste Bierrunde. Diesmal hatte Schahristani noch niedrigere Zahlen als in der ersten Runde genannt. Aber die Konzerne boten trotzdem bei Preisen mit, über die sie Monate vorher noch gelacht hatten. Verträge sicherten sich dann die Gruppen um die französische Total und um die chinesische CNPC. Zum Zuge kamen Staatsfirmen aus Malaysia, Vietnam und Angola, die Norweger, die Briten und die Russen.

Aber keine Amerikaner.

Nur zwei US-Ölkonzerne, Exxon und Occidental, sicherten sich außerhalb des formalen Bieterverfahrens Zuschläge für andere Ölfelder.

„Kein Blut für Öl“ - so lautete einst der Slogan der internationalen Pro-

teste gegen Amerikas Irak-Krieg. „Blut für Öl“ hieß ein SPIEGEL-Titel im Januar 2003, der die Rolle des Irak als Ölmacht analysierte. Neokonservative in Washington hatten immer betont, der Irak werde mit Ölgeld für Krieg und Wiederaufbau selbst bezahlen.



Brennende Ölquelle im Irak 2003
„Wie im Wilden Westen“

Es kam anders: Viel Blut ist seit dem Einmarsch der US-Truppen im Irak geflossen, aber wenig Öl für Amerika. Mit einer Förderung von 2,5 Millionen Barrel Rohöl pro Tag läuft die Produktion ungefähr wieder auf Vorkriegsniveau. Schätzungen gehen jetzt davon aus, dass sich dieser Betrag erst in 20 Jahren verdoppelt oder verdreifacht haben wird. Die USA haben mehr als 700 Milliarden Dollar im Irak ausgegeben - Erträge aus der Ölförderung streichen vor allem andere ein. Wie es dazu kam, zeigen jetzt die US-Botschaftsdokumente.

Seit fast fünf Jahren drängen US-Diplomaten die Iraker, endlich ein Öl- und Gasgesetz zu verabschieden. Es soll mit den Kurden eine gerechte Aufteilung der Öleinnahmen regeln und

den Konzernen Investitionssicherheit bieten. Mehr als 50 Berichte beschäftigen sich mit dem Ringen um das Gesetz. Aber Schahristani hält die Amerikaner hin.

Schon direkt nach dem Einmarsch schienen die US-Truppen dem Öl wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Plünderer zerlegten die Anlagen, die dem Irak trotz allem noch mehr als 90 Prozent seiner Staatseinnahmen bringen. Immer wieder beklagten die US-Diplomaten, dass es im Land mit den viertgrößten Ölreserven der Erde kaum Benzin gebe. Vor Tankstellen warteten die Menschen Stunden, der Irak musste sogar Sprit importieren. Rund um die Raffinerie Baidshi bei Tikrit herrsche eine „Atmosphäre wie im Wilden Westen“, klagten die Diplomaten 2007. „Offizielle und inoffizielle Akteure“ kontrollierten das Werk. Überall werde geschmiert. Kurz darauf sind US-Diplomaten dabei, als sich Präsidentschaftskandidat John McCain mit einem hohen irakischen Regierungsberater trifft. McCain poltert, das Frachtunternehmen FedEx wisse, „wo sich jedes Päckchen weltweit befindet, und der Irak weiß nicht, wo 20 bis 30 Prozent seines produzierten Öls bleiben?“

Zudem kollabiert die irakische Technik: Rund 80 Prozent der Ölexporte laufen durch zwei Unterwasser Pipelines zum Hafen Basra. Sie wurden 1975 gebaut, für eine Lebensdauer von 20 Jahren. Deswegen könne inzwischen nur noch ein Viertel der vorgesehenen Menge durch die Rohre gepumpt werden, sonst fließe das Öl ins Meer.

Zwar haben die USA ein Terminal in Basra für mehr als hundert Millionen Dollar halbwegs renoviert. Ein zweites aber sei in miserablen Zustand. Und die Ölarbeiter würden derart schlecht bezahlt, dass sie während der Arbeitszeit im Hafen fischen müssten.

Im Dezember 2009 können die US-Diplomaten dann doch noch eine Art Kriegsdividende vermelden: „Der schwarze Goldrausch Basras beginnt“, heißt es in einer Depesche. Mit den meist fremden - Ölproduzenten kämen wenigstens US-Technikfirmen wie Halliburton zum Zug. Der Irak Chef von Halliburton freute sich im vergangenen Dezember vor US-Diplomaten: „Es ist wirklich die Firma Halliburton, an die sich alle Ölfirmen wenden, um das Öl zu extrahieren, zu verarbeiten und zu verschiffen.“

CORDULA

MEYER